

Rauschender Aufenthalt IV

Dozentenkonzert

**Mittwoch 20. Mai 09
19.30 Uhr Großer Saal**

Rauschender Aufenthalt IV

Dozentenkonzert

Franz Schubert (1797–1828)

An den Tod, D518, Daniel Schubart

Fahrt zum Hades, D526, Johann Mayrhofer (1817)

Der Zwerg, D771, op. 22 no. 1, Matthäus von Collin (1822?)

Der Jüngling und der Tod, D545, Josef von Spaun (1817)

Dem Unendlichen, D291b Friedrich Gottlieb Klopstock (1815)

Hedwig Fassbender, Mezzosopran

Hilko Dumno, Klavier

Oktett F-Dur op. 166 D803 (1824)

für 2 Violinen, Viola, Violoncello, Kontrabass, Klarinette, Horn und Fagott

I Adagio – Allegro

II Adagio

III Allegro vivace

IV Andante

V Menuetto. Allegretto

VI Andante molto – Allegro

Susanne Stoodt, Violine

Gesine Kalbhenn-Rzepka, Violine

Roland Glassl, Viola

Michael Sanderling, Violoncello

Hedwig Matros, Kontrabass

Jens Bischoff, Klarinette

Esa Tapani, Horn

Henrik Rabien, Fagott

Leitung: Catherine Vickers

Hedwig Fassbender

Professorin für Gesang,
Dekanin Fachbereich 3 (Darstellende Kunst)

Hilko Dumno

Korrepetitor / Liedgestaltung

Susanne Stoodt

Professorin für Violine

Gesine Kalbhenn-Rzepka

Dozentin für Violine

Roland Glassl

Professor für Viola

Michael Sanderling

Professor für Violoncello

Hedwig Matros

Dozentin für Kontrabass

Jens Bischoff

Gast

Esa Tapani

Professor für Horn

Henrik Rabien

Professor für Fagott

Catherine Vickers

Professorin für Klavier,
Ausbildungsdirektorin Instrumentalausbildung & Dirigieren

Ernst August Klötzke

zu: „Rauschender Aufenthalt“

Franz Schubert (1797 – 1828) Instrumentalmusik und Lieder

In seiner 1804 erschienenen „Vorschule der Ästhetik“ formulierte Jean Paul „Das Romantische“ als „...*das Schöne ohne Begrenzung, oder das schöne Unendliche...*“ Er versteht dies als Abkehr vom Ideal des klassischen Formenkanons, im Sinne einer klar umrissenen Gestalt dessen, was Wirklichkeit und Imagination umfasst.

Die somit im Romantischen aufgeweichten Grenzen zwischen dem was *ist* (dem „Gesagten“) und dem was *sein könnte* (dem „Gemeinten“) lassen das erst zu, was er später schreibt: „...*so ist romantisches das Ahnen einer größeren Zukunft, als hienieden Raum hat...*“

Wo rührt nun dieses Bedürfnis her, etwas zu „ahnen“ – und mehr noch eine „größere Zukunft“? Eine Wurzel hierfür liegt in den historischen Umständen zu Beginn des 19. Jahrhunderts: Napoleons Truppen hatten, die umstürzlerischen Gedanken der Revolution im Marschgepäck, Europa gleichsam überrannt. Das, was von jenen Feldzügen zurückblieb, waren die Ideale von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Die restaurativen Kräfte, angeführt durch den österreichischen Kanzler Klemens Wenzel von Metternich, schafften ein von strenger Zensur bestimmtes Klima, das jenen Geistesgrößen, die ihre Empfindungen und Gedanken mit Worten, Bildern oder Tönen reflektierend verarbeiteten, kaum Möglichkeiten ließ, um Dinge klar und damit eindeutig zu benennen.

Hier öffnet sich der Raum der Musik, als einer Disziplin, die in erster Linie „Gemeintes“ kommunizieren will. Die als flüchtige Kunst die Erlebniszeit des Rezipienten steuert und dadurch, wie Horst Weber es in seinem Artikel über Franz Schubert (In: Metzler Komponisten Lexikon, Stuttgart 1992) beschreibt, die räumliche Wahrnehmung verändert: „... *der Hörer bewegt sich mit ihm (dem veränderten Zeit-Raum) durch diesen Raum, den er nicht als Fließen der Zeit, sondern als Wandel der Umgebung – einer musikalischen Landschaft gleich – erfährt...*“

Der damit einhergehende Verlust klarer Bezugspunkte bietet die Möglichkeit, die Grenze zum Vagen, zum „es könnte sein“ zu erfahren.

Ich verstehe die Musik von Franz Schubert als die eines Grenzgängers zwischen den vermeintlichen Gegenpolen des „Gesagten“ und „Gemeinten“. Vor allem in den mir bekannten Liedern finde ich ein Bedürfnis des Komponisten, den immanenten Gehalt der bearbeiteten Gedichte in einen musikalischen Kontext zu stellen, der den von Jean Paul genannten Raum für das Ahnen einer größeren Zukunft öffnet, den Hörer gleichsam hineinsaugt. Dabei hat Schubert – im Gegensatz zu Beethoven – den Tonraum sicherlich keiner Disposition unterzogen. Vielmehr sind es die Nahtstellen, die in den Mittelpunkt des Hörens gerückt werden. Wenn etwa mit dem selben Tastenton zwei diametral verschiedene harmonische Zentren so neben einander stehen, dass der Übergang selbst nicht hörbar ist, dann bewegen wir uns genau auf der Grenze, die uns den Verlust der klaren Verhältnisse spüren lässt.

Eine weitere Möglichkeit, die in einem Musikstück einmal behauptete Klarheit der Dur-moll-tonalen Harmonik in Frage zu stellen, ist die Abkehr von den Quintverhältnissen in der Fortschreitung. Das ist ein Phänomen, das in

Schuberts Musik immer deutlich ist. An ihre Stelle treten mehr und mehr Tonarten, deren Grundtöne in Terzverhältnissen zueinander stehen, deren harmonische Interpretation meist mehrdeutig ist.

Hierzu ein Beispiel. In dem Lied „Nacht und Träume“ (nach einem Gedicht von Matthäus von Collin), das in der Originalausgabe in der Tonart H-Dur steht, gibt es eine signifikante Stelle. Der Textauszug lautet:

*„...nieder wallen auch die Träume,
durch der Menschen stille Brust.
Die belauschen sie mit Lust...“*

Zwischen den Worten „Brust“ und „die“ schwenkt ganz unvermittelt die Tonalität nach G-Dur (die Töne „h“ und „g“, die an dieser Stelle als Grundtöne fungieren, liegen im Abstand einer großen Terz). Dieses „G-Dur“ im Verhältnis zum „H-Dur“ lässt zwei harmonische Deutungen zu. Es kann sich zum einen um ein nicht leitereigenes Gegenklangverhältnis bezüglich des Tonikagrundtones „h“ handeln, zum anderen um die leitereigene Paralleltonart der moll-Subdominante.

Eine Möglichkeit der so dargestellten Interpretation des Textes, die mir sehr schlüssig erscheint, liegt in dem Ansatz, dass damit gemeint sein könnte, dass nicht nur die Menschen die Träume belauschen, sondern auch die Träume die Menschen.

Im Sinne des romantischen, als dem Versuch, der Wirklichkeit den nahezu gleichberechtigten Gegenentwurf des Fiktiven an die Seite – und eben nicht gegenüber – zu stellen, haben beide Textdeutungen durch die Musik ihre Berechtigung. Was nutzen uns solche Gedanken, was bringt es uns, Schuberts Musik heute zu hören? Eine umfassende Antwort kann ich hierzu nicht geben, weil es keine entsprechende Antwort geben kann.

Vielleicht liegt jedoch ein Quäntlein Wahrheit in der Behauptung, dass unsere Gegenwart nicht so sehr verschieden ist von der Zeit, in der Schubert gelebt hat. Damals wie heute gibt es Bedürfnisse auf Grund ökonomischer und politischer Verhältnisse, in fremde – wie auch immer geartete – virtuelle Welten hineinzutauchen, in denen unser Gefühl für Raum und Zeit sich wandelt.

Schubert hat dies, und das mag in diesem Zusammenhang wie ein Widerspruch klingen, auf den Punkt gebracht. Das macht seine Musik so gegenwärtig. Sie steht nicht für eine Flucht ins „irgendwo“, sondern macht möglichen poetischen Gegenentwurf hörbar.

An den Tod

Christian Friedrich Daniel Schubart (1739-1791)

Tod, du Schrecken der Natur,
Immer rieselt deine Uhr;
Die geschwung'ne Sense blinkt,
Gras und Halm und Blume sinkt.
Mähe nicht ohn' Unterschied,
Dieses Blümchen, das erst blüht,
Dieses Röschen, erst halbrot;
Sei barmherzig, lieber Tod!
Tod, wann kommst du, meine Lust?
Ziehst den Dolch aus meiner Brust?
Streifst die Fesseln von der Hand?
Ach, wann deckst du mich mit Sand?
Komm, o Tod, wenn's dir gefällt,
Hol' Gefang'ne aus der Welt:
Komm, vollende meine Not;
Sei barmherzig, lieber Tod!

Fahrt zum Hades

Johann Baptist Mayrhofer (1787-1836)

Der Nachen dröhnt, Cypressen flüstern,
Horch, Geister reden schaurig drein;
Bald werd' ich am Gestad', dem düstern,
Weit von der schöne Erde sein.
Da leuchten Sonne nicht, noch Sterne,
Da tönt kein Lied, das ist kein Freund.
Empfang die letzte Träne, o Ferne,
Die dieses müde Auge weint.
Schon schau' ich die blassen Danaiden,
Den fluchbeladnen Tantalus;
Es murmelt todesschwangern Frieden,
Vergessenheit, dein alter Fluß.
Vergessen nenn' ich zwiefach Sterben,
Was ich mit höchster Kraft gewann,
Verlieren, wieder es erwerben -
Wann enden diese Qualen? Wann?

Der Zwerg

Matthäus Kasimir von Collin (1779-1824)

Im trüben Licht verschwinden schon die Berge,
Es schwebt das Schiff auf glatten Meereswogen,
Worauf die Königin mit ihrem Zwerge.
Sie schaut empor zum hochgewölbten Bogen,
Hinauf zur lichtdurchwirkten blauen Ferne;
Die mit der Milch des Himmels [blau]¹ durchzogen.
"Nie, nie habt ihr mir gelogen noch, ihr Sterne,"
So ruft sie aus, "bald werd' ich nun entschwinden,
Ihr sagt es mir, doch sterb' ich wahrlich gerne."
Da tritt der Zwerg zur Königin, mag binden
Um ihren Hals die Schnur von roter Seide,
Und weint, als wollt' er schnell vor Gram erblinden.

Er spricht: "Du selbst bist schuld an diesem Leide
Weil um den König du mich hast verlassen,
Jetzt weckt dein Sterben einzig mir noch Freude.

"Zwar werd' ich ewiglich mich selber haßen,
Der dir mit dieser Hand den Tod gegeben,
Doch mußst zum frühen Grab du nun erlassen."

Sie legt die Hand aufs Herz voll jungem Leben,
Und aus dem Aug' die schweren Tränen rinnen,
Das sie zum Himmel betend will erheben.

"Mögst du nicht Schmerz durch meinen Tod gewinnen!"
Sie sagt's; da küßt der Zwerg die bleichen Wangen,
D'rauf alsobald vergehen ihr die Sinnen.

Der Zwerg schaut an die Frau, von Tod befangen,
Er senkt sie tief ins Meer mit eig'nen Händen,
Ihm brennt nach ihr das Herz so voll Verlangen,
An keiner Küste wird er je mehr landen.

Der Jüngling und der Tod **Joseph von Spaun (1788-1865)**

Der Jüngling:
Die Sonne sinkt, o könnt ich mit ihr scheiden,
Mit ihrem letzten Strahl entfliehn,
Ach diese namenlosen Qualen meiden,
Und weit in schön're Welten ziehn!

O komme Tod, und löse diese Bande!
Ich lächle dir, o Knochenmann,
Entführe mich leicht in geträumte Lande,
O komm und rühre mich doch an.

Der Tod:
Es ruht sich kühl und sanft in meinem Armen,
Du rufst! Ich will mich deiner Qual erbarmen.

Dem Unendlichen **Friedrich Gottlieb Klopstock (1724-1803)**

Wie erhebt sich das Herz, wenn es dich,
Unendlicher, denkt! wie sinkt es,
Wenn's auf sich herunterschaut!
Elend schaut's wehklagend dann und Nacht und Tod!
Allein du rufst mich aus meiner Nacht, der im Elend, der im Tode hilft!
Dann denk' ich es ganz, daß du ewig mich schufst,
Herrlicher, den kein Preis, unten am Grab, oben am Thron,
Herr Gott, den, dankend entflammt, kein Jubel genug besingt!

Weht, Bäume des Lebens, ins Harfengetön!
Rausche mit ihnen ins Harfengetön, kristallner Strom!
Ihr lispelt und rauscht, und, Harfen, ihr tönt
Nie es ganz! Gott ist es, den ihr preist!

Welten, donnert, im feierlichen Gang, / Welten donnert in der Posaunen Chor
Tönt, all' ihr Sonnen auf der Straße voll Glanz,
In der Posaunen Chor!

Ihr Welten, ihr donnert, / Du, der Posaunen Chor.